

Selina Wilhelm



Sormiedenherz



**Die Federn der
Kamere**

Fantasyroman

Das Buch

Seine Welt steht kurz vor dem Untergang. Um sie zu retten, reist der Sormiedenkrieger Gabriel in die Menschenwelt. Dort begegnet er der stummen Hanna, die unter der Knechtschaft ihres Dienstherrn leidet.

Hanna hat ein Geheimnis. Sie ist auf der Suche nach ihrem ermordeten Bruder. Wiedergeboren als Kamere, einem göttlichen Himmelswesen, soll er nur in Gabriels Welt zu finden sein.

Die beiden ahnen nicht, dass ihr Schicksal eng miteinander verwoben ist und schon bald muss Gabriel feststellen, dass der drohende Untergang seiner Welt nicht die Einzige Gefahr ist, die auf sie lauert.

Über die Autorin

Selina Wilhelm, geboren im April 1989, lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in der Nähe von Karlsruhe. Vor einigen Jahren entdeckte sie ihre Leidenschaft für das Schreiben. Als Autorin schlägt ihre romantische Ader für historische Liebesromane. Ihre abenteuerliche Seite ist dem Genre Fantasy verfallen.



Stell dir einmal vor, die Götter
schenken dir einen Funken
ihrer göttlichen Macht.
In welche Fähigkeit würdest
du diese Kraft binden?





Kataron

Welt der Sormieden

Tadora

Nardaril

Berg Foros

Xanon

Zalaith

Koros

Potz

Fluss Tirian

neutrale Zone

Wand

Welt der Menschen

Prolog

An mein ungeborenes Kind,

ich werde es mein Leben lang bedauern dich nicht aufwachsen zu sehen. Doch die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, lässt nicht zu, dass ich meinem Herzen folge. Was mir bleibt, ist die Gewissheit, dass du eine Mutter und eine Schwester hast, die dich lieben. Vielleicht kannst du mir eines Tages verzeihen, dass ich dich verlassen musste. Sei dir gewiss, es geschah nicht aus Mangel an Liebe.

Es waren die Götter, die mich in deine Welt brachten und es waren die Götter, die es mir nicht ermöglichten bei dir zu sein.

In diesem Buch steht alles über die Legende der Götter geschrieben. Ich möchte es dir überlassen. Es soll dich an mich erinnern.

Hanna faltete den siebzehn Jahre alten Brief zusammen und schlug das Buch auf. Ehrfürchtig fuhr sie mit dem Zeigefinger über die vor langer Zeit geschriebenen Zeilen. Dieses Buch und dieser Brief waren ihr Schatz. Alles, was sie hatte.

Einst erschufen die Götter die Welt der Menschen. Sie gaben den Menschen eine Seele, unverdorben und rein. Doch so sehr sich ihre neue Schöpfung auch bemühte, gelang es ihnen nicht, sich in der Welt zurechtzufinden.

Ihre Seelen waren zwar voller Güte, aber gezeichnet von Unsicherheit und Angst. Darum gaben ihnen die Götter die

Empfindungen wie Ehrgeiz und Stärke, um sie mutiger werden zu lassen, damit sie sich in der Welt behaupten konnten.

Und es half. Die Menschen wurden mutiger, waren weniger ängstlich. Mit Eifer machten sie sich daran, Dörfer zu errichten und Felder zu bestellen.

Mit der Zeit jedoch wandelte sich der Ehrgeiz in den Willen, besser zu sein als andere. Die Stärke schlug in Hass und Missgunst um.

Die Götter sahen das friedvolle Leben der Menschen gefährdet. Sie beschlossen einige unter ihnen auszuwählen und gaben ihnen einen Funken ihrer göttlichen Macht.

Sie nannten ihre neue Schöpfung Sormieden.

Die Götter glaubten, dass die Menschen jemanden brauchten, der sie führte, ihnen den richtigen Weg wies.

Das sollte die Aufgabe dieser Sormieden sein.

Ihr Plan ging auf. Zunächst. Durch den neu gewonnenen Eifer und ihre Kräfte ließen die Sormieden die Welt erblühen, in einem vorher nie dagewesenen Glanz erstrahlen. Sie brachten über sich und die Menschen ein friedvolles und sorgenfreies Leben.

Doch die Harmonie sollte nicht von langer Dauer sein. Die ihnen verliehene Macht veränderte ihre Seelen. Mit den Jahren wuchs ihr Drang nach mehr Macht und mehr Anerkennung. Eines Tages begannen die Sormieden die Menschen zu unterdrücken und machten sie zu ihren Sklaven.

Eine Weile sahen die Götter dem Treiben zu. Sie hegten die Hoffnung, dass es den Sormieden gelang, sich aus der Dunkelheit zu befreien, die sie verschlungen hatte. Doch als sie immer grausamer wurden, beschlossen die Götter, dem ein Ende zu bereiten.

Sie trennten Menschen und Sormieden durch einen Wall, der bis hinauf in das Reich der Götter reichte.

Sie verwandelten den Teil der Welt, in denen die Sormieden von nun an leben mussten, in ödes und unfruchtbares Land. Die Götter schworen Rache. Wenn der Wall eines Tages zerfiel, sollten die Menschen den Tod über die Sormieden bringen.

Jahrhunderte später begann der Wall an Kraft zu verlieren. Es entstanden Risse, durch die man in die jeweils andere Welt hineingelangen konnte.

Die Prophezeiung jedoch war längst in Vergessenheit geraten.

Eines Tages suchte ein Gott die Königin Nardarils auf. Er gab ihr die Hoffnung, ihre Welt vor dem drohenden Untergang zu bewahren.

Hanna schloss das Buch und drückte es an ihre Brust. Vorsichtig, damit der brüchige Ledereinband keinen Schaden nahm. Für einen Augenblick gab sie sich der Träumerei hin. Sie stellte sich vor, wie diese andere Welt sein möge.

Ein Poltern unter ihr riss sie aus ihrem Tagtraum. Sie huschte zu der anderen Ecke des Dachbodens und schob das Buch unter die Decke, die aus einem aufgeschnittenen Leinensack bestand.

Sie hatten ihr alles genommen. Das Buch durften sie ihr nicht auch nehmen. Und das würden sie, wenn sie es fanden. Selbst wenn es für die beiden keine Bedeutung hatte. Für Hanna bedeutete es alles und das war für Roman und Ludwig Grund genug es ihr wegzunehmen.

Das Poltern ertönte erneut. Schnell strich sie sich die Decke über dem Strohlager glatt und eilte zur Tür.

»Hanna, Hanna«, schrie Romans Schwester Violett von unten herauf. Ihre Stimme hatte etwas Schrilles. »Komm sofort runter oder ich mache dir Beine, hast du verstanden?«

Hastig band sich Hanna die Haare zusammen und eilte hinunter. Es war ein Tag wie jeder andere und auch dieser würde vorübergehen. In Gedanken ging sie noch einmal den Brief durch. Die Zeilen, die ihre Hoffnung nährten, ihr einen Grund gaben weiterzukämpfen. Jeden Tag.

Kinder, gezeugt von einem Sormieden und einem Menschen, besitzen die Gabe mit den Tierwesen zu kommunizieren. Sie werden Trimare genannt. Wenn sie sterben, so sagt man sich, werden sie als Kamere wiedergeboren. Einem magischen Wesen mit Schwingen, wunderschön wie die eines Engels und Klauen, die selbst das härteste Felsgestein entzweit ...

Teil 1

*Die Rache der
Götter*

Kapitel 1

Gabriel

Missgelaunt ritt Gabriel auf seinem Hengst durch das heruntergekommene Holztor. Der ergraute Wachmann schien es nicht für notwendig zu halten, einen Blick aus seinem Unterschlupf zu werfen. Den Fremden in Augenschein zu nehmen, der soeben das Tor passierte.

Gabriel verübelte es dem Mann nicht. Er selbst war den Regen leid, der seit Tagen unaufhörlich an seinen Nerven kratzte und seine Laune in die Tiefe zog. In den Dörfern, die unterhalb der Gebirgskette lagen, regnete es die meiste Zeit im Jahr. Er hatte damit gerechnet, diesem vermaledeiten Wetter ausgesetzt zu sein. Was jedoch nichts an seiner üblen Laune änderte. Die Grenze war nah und bald würde er dieser Welt den Rücken kehren. Er konnte es kaum erwarten.

Es war früh am Abend und die Dunkelheit brach über dem beschaulichen Dorf herein. Er lenkte seinen Hengst über die menschenleere Hauptstraße. Die Hufe versanken im aufgeweichten Erdboden. Der Matsch spritzte bis hinauf zu seinen Lederstiefeln.

Ein grimmiges Stöhnen drang aus seiner Kehle. Das schlechte Wetter verursachte ihm Kopfschmerzen und die Vorstellung die nächsten Tage hier, in dieser tristen Gegend, zu verbringen, trug nicht zur Besserung bei.

Er spürte die Blicke, die ihn verfolgten. Die Dorfbewohner versteckten sich hinter den Vorhängen ihrer Fenster. Fühlten sich dort sicher und glaubten, dass Gabriel ihre misstrauische Musterung nicht bemerkte. In

den wenigsten Häusern brannte ein Licht. Dennoch erkannte er die dunklen Silhouetten, die Bewegungen der Vorhänge. Hier, in den Grenzgebieten, waren Fremde nicht gerne gesehen. Gabriel war es gewohnt, dass die Menschen ihn aus sicherer Entfernung beobachteten. Es vermittelte ihnen ein sicheres Gefühl, eine dicke Wand zwischen sich und ihm zu haben. Für gewöhnlich vermied er es, sich in der Welt der Menschen länger als eine Nacht am selben Ort aufzuhalten. Hier hatte er keine andere Wahl. Er hatte etwas zu erledigen, das einige Tage in Anspruch nahm. Sechs, um genau zu sein.

Er ritt auf eine Kreuzung zu. Ein verblichenes Holzschild, das über der Tür eines Eckhauses baumelte, erweckte seine Aufmerksamkeit.

Er lenkte sein Pferd darauf zu. Eine warme Mahlzeit und ein weiches Bett warteten dort auf ihn. Die vergangenen fünf Nächte hatte er auf dem Waldboden genächtigt und seine Glieder sehnten sich nach einer weichen Matratze.

Ein Geräusch. Geistesgegenwärtig zog er die Zügel streng nach links. Eine halbe Drehung. Da stand ein Junge auf der anderen Straßenseite.

»Sir«, rief der Junge ihm über die Straße zu. »Benötigt Ihr eine Bleibe für Euer Pferd?«

Zögerlich trat der Junge einen Schritt auf die Straße. Es war nicht alleine die einschüchternde Wirkung, die Gabriel auf andere ausübte und den Jungen vorsichtig auf Abstand hielt. Es waren die beiden Langschwerter, die hinter seinem Rücken aufragten, welche aber sorgfältig zugedeckt und nur schemenhaft zu erkennen waren. Der Junge hatte ja keine Ahnung, dass selbst die Breite einer Straße sein Leben nicht retten konnte, sollte Gabriel beschließen ihn zu töten.

Natürlich würde er einem Kind niemals Schaden zufügen. Er war kein Monster. In seinen zweiunddreißig

Jahren hatte er mehr Leben genommen, als er zu zählen vermochte, doch keines hatte einem unschuldigen Kind gehört.

Der Kleine war mutig, ihn mutterseelenallein auf dunkler Straße anzusprechen. Mit einer Kopfdrehung deutete der Junge auf das Schild des Gasthauses, zu dem er unterwegs war. »Roman hat keinen Stall«, rief der Junge.

Gabriel sah erneut auf das Schild. *Roman's*, wie originell.

»Für zwei Bronzemünzen die Nacht kann ich Euer Pferd nehmen. Ich versorge es gut. Der Stall dort drüben gehört meinem Vater.« Mit ausgestreckter Hand zeigte der Junge auf die andere Seite der Kreuzung auf ein heruntergekommenes Gebäude mit einem hölzernen Vorbau.

Der Junge kam ihm gerade recht. Eine Sache weniger, um die er sich kümmern musste.

»Wie ist dein Name, Junge?« Gabriel betrachtete den schlanken, vom Regen durchnässten Jungen, der kaum älter als vierzehn sein konnte. Unter seiner braunen, abgenutzten Ledermütze fielen dunkelbraune Haare bis zu seinen schmalen Schultern herab.

»Thomas, Sir«, antwortete der Junge selbstbewusst. Er brachte den Mut auf und trat so nah an Gabriel heran, dass er den Kopf in den Nacken legen musste, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

Gabriel griff in seine rechte Satteltasche und holte einen Beutel Münzen hervor. Er warf sie dem Jungen zu, der ihn geschickt auffing.

»Hier hast du zwanzig. Für fünf Nächte und dafür, dass er eine Portion Hafer extra am Tag bekommt.«

Die Augen des Jungen leuchteten auf. »Eine Portion extra, geht klar, Sir.«

Er schwang sich von seinem Hengst. Er tätschelte seinem treuen Gefährten die Flanke und übergab dem Jungen die Zügel.

»Wie ist der Name Eures Pferdes?«, fragte Thomas.

»Meute.« Gabriel machte sich daran die Satteltasche loszubinden. »Sorg dich gut um ihn, dann springen ein paar Münzen extra für dich heraus.«

Thomas' Augen leuchteten erneut auf. »Das werde ich«, versprach er eifrig. Gabriel glaubte ihm, andernfalls hätte er Meute nicht seiner Obhut übergeben. »Und jetzt geh, bevor du dir hier draußen den Tod holst.«

»Ja, Sir.«

Er sah Thomas nach, wie er sein Pferd zu dem Stall hinüberführte, dann begab er sich auf den Weg in die Gaststube.

Die behagliche Wärme eines Feuers im Kamin nahm ihn in Empfang. Immerhin geizte der Gastwirt nicht mit seinem Brennholz. Auf seiner Reise hatte er das auch anders erlebt. Da brannte im tiefsten Winter kein Feuer, weil der Wirt zu knausrig war seinen Gästen eine warme Stube zu bieten.

Milder gestimmt, trat er durch die leere Stube. Zwischen den runden Holztischen vorbei, auf den Tresen zu. Der Dielenboden knarrte unter seinen schweren Schritten und das Regenwasser tropfte von seinem langen Mantel auf den Boden.

Über dem Tresen hing eine Glocke an einem dünnen Seil. Gabriel streckte gerade seine Hand danach aus, als ein Mann durch die Nebentür trat. Seine Nase musste einige Male gebrochen sein, so wulstig und krumm war sie. Aber sie passte zum Rest seines kantigen, breiten Gesichts. Es erweckte den Eindruck, dass sein Gegenüber gerne die Fäuste sprechen ließ. Einzig das fast feine

weißblonde Haar passte nicht zu der grobschlächtigen Erscheinung des Mannes.

Gabriel zog seinen dunkelbraunen Mantel aus und legte das triefnasse Kleidungsstück über seine Schulter. Seine Schwerter hatte er mit einem Tuch bedeckt. Eine Waffe sichtbar mit sich zu tragen, brachte unnötigen Ärger und Argwohn, wenn er nicht im Sinn hatte Gebrauch von ihnen zu machen. Was den Argwohn anging, daran konnte er nichts ändern. Für den Kampf ausgerüstet oder nicht, die Menschen begegneten seiner Erscheinung stets mit Vorsicht und Vorurteilen.

Daran gewöhnt, nahm er es lediglich zur Kenntnis, dass der Mann ihn misstrauisch von oben bis unten beäugte. Einzig ungewöhnlich fand er, dass er es derart offenkundig und ohne Scham tat.

Gabriel schätzte, dass sein Gegenüber etwa in seinem Alter war, vielleicht etwas älter. Seine Augenbrauen waren hell und hoben sich kaum von dem blassen Gesicht ab. Es war unmöglich, zu erkennen, ob er diese während seiner misstrauischen Musterung hochgezogen hatte.

»Guten Tag, Sir«, brummte der Mann.

Gabriel ließ die Satteltasche aus seiner Hand auf den Boden fallen, was dem Wirt ein nervöses Zucken entlockte. »Seid Ihr der Gastwirt?«, erkundigte sich Gabriel. Er hegte kein Interesse daran, sich zu unterhalten, und stellte erleichtert fest, dass der Blonde ebenso empfand.

Mit einem knappen Nicken gab dieser ihm zu verstehen, dass er richtig lag. »Roman.«

»Ich benötige ein Zimmer«, entgegnete Gabriel knapp.

»Wie lange?«

»Fünf Nächte.«

Zunächst hatte Gabriel überlegt, die genaue Dauer seines Aufenthaltes zu verheimlichen. Ein Fremder, der sich länger am selben Ort aufhielt, warf Fragen und

Spekulationen auf. Insbesondere an einem Ort wie diesem, an dem jederzeit mit einem wie ihm gerechnet wurde. Er täte gut daran, sich nicht zu erkennen zu geben. Das hatte ihm bisher nur Ärger gebracht und Tote. Viele Tote.

»Kein Problem, solange Ihr im Voraus bezahlt.« Die feindseligen schmalen Augen von Roman musterten ihn skeptisch. Erneut fasste Gabriel in seine Tasche und holte einen Beutel Münzen hervor, den er auf den Tresen warf.

»Das dürfte genügen.«

Eilig nahm Roman ihn an sich und warf einen Blick hinein. Er verlor keine Zeit, ihn daraufhin in dem Lederbeutel zu verstauen, der um seinen Bauch hing. Dann öffnete er eine Schublade. Holte einen Schlüssel heraus und legte ihn vor Gabriel auf den Tresen.

»Treppe hoch, zweite Tür rechts«, lautete die Beschreibung.

Gabriel nahm den Schlüssel und ließ seinen Blick über die leere Gaststube schweifen.

»Die Küche hat geschlossen, öffnet in einer Stunde«, erwiderte der Wirt, als habe er vermutet, wie Gabriels nächste Frage gelautet hätte.

Die verbesserte Laune, die er beim Betreten des Gasthauses überkommen hatte, verflog. Eine ganze Stunde wollte er nicht warten. »Ich nehme, was ihr habt und einen Krug Bier.« Etwas Brot, trockener Speck, Hauptsache sein Magen hörte auf zu rebellieren.

»Das macht drei Bronzemünzen.« Der Wirt hielt ihm die ausgestreckte Hand hin.

Gabriel ignorierte diese und schlug mit der flachen Hand vier Münzen auf den Tresen. »Zwei Bier.«

Roman grabschte danach, als bestünde die Gefahr, dass ihm jemand zuvorkam.

»Hanna«, rief der Wirt in Richtung der Tür, aus der er zuvor gekommen war. »Hanna«, rief er erneut. Das zweite

Mal lauter, noch bevor diese Person in der Lage sein konnte, zu reagieren. »Muss ich dir Beine machen?«

Gabriel hegte für diese Person Mitleid, noch bevor er sie gesehen hatte. Er dachte nicht darüber nach, wer da gleich erscheinen würde. Doch er kam nicht umhin überrascht zu sein. Ein schmales Gesicht, umrandet von goldblonden, leicht gewellten Haaren, trat aus der Tür.

Ein Kind, schoss ihm zunächst durch den Kopf. Die weiblichen Rundungen, die durch den dünnen Stoff ihres abgenutzten Kleides erkennbar waren, ließen ihn jedoch vermuten, dass er mit seinem ersten Eindruck falsch lag. Ihre zierliche Gestalt war von oben bis unten unscheinbar und dennoch fiel es ihm schwer seinen Blick von ihr zu lösen.

Moosgrüne Augen warfen ihm einen scheuen Blick zu, ehe sie sich auf Roman richteten.

»Bring unserem Gast Bier und etwas zu essen«, wies Roman das Mädchen in barschem Tonfall an. »Und danach bringst du das Gepäck aufs Zimmer.«

Das Mädchen nickte unterwürfig.

»Mein Gepäck trage ich selbst«, gab Gabriel dem Wirt zu verstehen, ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen. Die grünen Augen des Mädchens flackerten flüchtig zu ihm auf, bevor sie sich abwandte und wieder hinter der Tür verschwand. Davon abgesehen, dass er niemanden an seine Habseligkeiten ließ, war es ein Unding, dieses halbe Kind die schwere Satteltasche hinauftragen zu lassen.

»Wie Ihr meint.« Der Wirt zuckte mit den Achseln und verschwand ebenfalls.

Müde ließ Gabriel sich an einem der Tische nieder. Vor der Begegnung mit dem Wirt war er geneigt gewesen, seinen nassen Mantel über den Kamin zu hängen. Jetzt fand er es klüger, wenn er damit wartete, bis er auf seinem Zimmer war. Dieser Roman war zu gierig und es stand im

Möglichen, dass sein Mantel am Morgen verschwunden war, würde er ihn hier in der Stube hängen lassen.

Eines musste Gabriel ihm zugestehen. Er hatte seine Angestellten bestens im Griff. Kaum hatte er sich niedergelassen, kam das Mädchen zu ihm an den Tisch. In der einen Hand einen Krug Bier, in der anderen einen Teller mit Brot, einem Stück Käse und getrocknetem Fleisch.

Eine ordentliche Portion, stellte er milder gestimmt fest. Das Wasser lief ihm bei dem Anblick im Munde zusammen. Die vergangenen Tage hatte er sich von altem Brot und einem mageren Hasen ernährt. Dies war die erste annehmbare Mahlzeit seit langem.

Während ihm das Mädchen den Teller auf den Tisch stellte, nahm Gabriel die Gelegenheit wahr und betrachtete sie genauer. Nein, ein Kind war sie nicht mehr. Es war schwer einzuschätzen, wie alt, aber sie war jung. Womöglich siebzehn, achtzehn Jahre. Ihr honigblondes Haar hatte sie lose nach hinten zu einem Zopf geflochten. Einige Strähnen hatten sich gelöst und fielen in ihr schmales Gesicht. Sie war hübsch anzusehen, wenn auch sehr blass und viel zu dünn.

Wortlos und mit gesenktem Blick stellte sie ihm den Teller und den Krug auf den Tisch. Die Frauen in den Wirtshäusern waren in der Regel geselliger. Sie waren neugierig, woher er kam oder taten zumindest so, um ihm näher zu kommen.

Dieses Mädchen hier schien regelrecht Angst davor zu haben, er könne sie auch bloß ansprechen. Sie vermied jeglichen Augenkontakt zu ihm.

Ihm war das recht. Gabriel war kein Mann großer Worte und mit Fremden unterhielt er sich grundsätzlich nicht gerne. Außerdem hatte er Hunger und bei dem Anblick des Essens konnte er es kaum erwarten, es in seinen leeren Magen zu befördern.

»Richte deinem Herrn aus, dass ich nach dem Essen ein heißes Bad wünsche«, sagte er zu ihr. »Die Münzen, die ich ihm überlassen habe, sollten dafür ausreichen«, fügte er hinzu.

Hanna, so hieß sie doch, wenn er sich richtig erinnerte, sah ihm für einen Moment in die Augen. Das Grün darin war dunkel und ihre Pupillen weiteten sich für einen Wimpernschlag. Dann nickte sie und eilte davon.

Er sah ihr nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwand. Dann widmete er sich gierig seiner Mahlzeit, während er ärgerlicherweise darüber nachdachte, dass sie dünn war. Zu dünn, seiner Meinung nach. Sie sollte mehr essen.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, leerte er den Krug Bier in wenigen Zügen. Er überlegte den zweiten Krug einzufordern, für den er bezahlt hatte, entschied sich aber dagegen. Die Müdigkeit obsiegte und er brauchte dringend einige Stunden Schlaf, bevor er am nächsten Morgen in aller Früh in die Berge aufbrach.

Als er oben an seiner Zimmertür ankam, war diese nicht, wie erwartet, verschlossen. Sie war angelehnt. Ein Plätschern war zu hören.

Sein Bad. Immerhin war dieser Roman schnell, dachte Gabriel erfreut. Es war viel zu lange her, dass er in den Genuss eines heißen Bades gekommen war.

Er stieß die Tür auf und blieb überrascht im Türrahmen stehen. Das Mädchen anzutreffen, hatte er nicht erwartet. Erschrocken fuhr sie zu ihm herum und stieß mit dem Rücken gegen den Rand des Badesubers. In ihrer Hand hielt sie einen leeren Eimer. Ihre Augen flackerten vor Angst und huschten von ihm fort zur Tür und wieder zurück zu ihm. Er konnte die Panik, die von ihr ausging, regelrecht greifen. Für sie stellte er eine Bedrohung dar, versperrte ihr den einzigen Fluchtweg.

Er war kein Unmensch. Daher trat er einen Schritt zur Seite. Ehe er etwas sagen konnte, huschte sie an ihm vorbei, hinaus in die Freiheit.

Seltsames Mädchen.

Kapitel 2

Hanna

Erschöpft sank Hanna gegen die verschlossene Tür ihres Zimmers. Erst weit nach Mitternacht war sie mit ihrer Arbeit fertig geworden. Keine vier Stunden mehr, da musste sie wieder aufstehen. Sie bezweifelte jedoch, dass sie bei dem Regen, der draußen wütete, eine Sekunde schlaf fand. Das Dach war undicht und überall auf dem Dachboden hatten sich Pfützen gebildet.

Hungrig und vor Müdigkeit der Ohnmacht nahe, schlüpfte sie unter ihre dünne Decke. Ihr Magen hatte sich an die mageren Mahlzeiten gewöhnt, doch heute war ihr übel vor Hunger. Zähne klappernd zog sie die Knie an ihre Brust, damit auch ihre nackten Füße einen Platz unter der zu dünnen Decke fanden.

Das klamme Stroh stach ihr in die Oberschenkel. Flüchtig erwägte sie, hinunter in die Gaststube zu gehen und sich neben den Kamin zu legen. Das letzte Mal hatte sie Roman dabei erwischt. Die Konsequenzen dessen brannten noch immer auf ihrem Rücken.

Der Stall von Thomas' Vater, überlegte Hanna. Er bot ausreichend Schutz vor der unbarmherzigen Kälte des Winters.

Thomas hatte nichts dagegen, wenn sie dort schlief. Sie musste am nächsten Morgen nur früh genug zurückkehren, damit ihr Verschwinden nicht bemerkt wurde.

Für heute fehlte ihr jedoch die Kraft, noch einmal aufzustehen und hinunterzugehen. Ihre müden Glieder

schmerzten bei jeder Bewegung. Sie fürchtete, dass ihre Beine sie kaum mehr die Treppe hinuntertragen könnten.

Morgen, dachte sie, träge von der Kälte. Morgen würde sie in den Stall hinübergehen. Dort gab es Stroh und die Körper der Pferde würden sie wärmen.

Sie schloss die Augen und lauschte dem unaufhörlichen Prasseln des Regens auf dem Dach. Das Geräusch war beruhigend und zugleich übermannte sie die Traurigkeit, die ihr den Atem raubte. Denn sie war nicht schon immer alleine, hier auf dem Dachboden, auf dieser Welt.

Sie erinnerte sich an seine Stimme in der Dunkelheit.

»Schwesterchen?«, hatte Simon schlaftrunken gemurmelt und sich enger an sie geschmiegt. Es war eine eisige Nacht. »Wenn wir Mutters Schulden bezahlt haben, bringe ich dich von hier fort. Versprochen.«

Hanna hatte ihre Arme um den dünnen Körper ihres kleinen Bruders geschlungen. »Du bist ein wundervoller kleiner Bruder.« Sie hatte ihm einen Kuss auf den Hinterkopf gehaucht und geflüstert: »Und jetzt lass uns schlafen und von einem warmen Ort träumen.«

»Einem warmen Ort mit ganz viel Äpfeln«, hatte Simon schlaftrunken gemurmelt.

Hanna hatte in sein Haar hinein gelächelt. »So viele Äpfel, dass du sie nicht tragen kannst.« Dann hatte sie ihn mit ihrem Teil der Decke zugedeckt. Kurz darauf war er eingeschlafen.

Qualvoll zog sich Hannas Herz zusammen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Nicht weinen, nicht weinen.

Simon.

Sie versuchte, die Erinnerungen zu verdrängen.

Das Gesicht des geheimnisvollen Fremden tauchte vor ihr auf.

Stark und bedrohlich war seine Erscheinung. Dennoch hatte sie bei diesem kräftigen Mann nicht die Angst verspürt, die sie bei weitaus kleineren, hageren Männern überkam, die hier ein- und ausgingen. Jenen Männern, die Violett regelmäßig mit in ihr Bett nahm.

Sie erinnerte sich an die schwarzen Haare, die ihm bis über die Schultern fielen. An die nassen Strähnen vom Regen, die in seinem Gesicht klebten. Er hatte müde und ausgezehrt ausgesehen. Der dichte Bartschatten, der um seine Wangen und Kinnpartie lag, ließ die Vermutung zu, dass er schon längere Zeit nicht mehr in den Genuss eines Gasthauses gekommen war. Ihr Puls war in die Höhe gesprungen, als er sie mit seinen dunkelgrauen, schmalen Augen fixiert hatte. Sie hatte nicht gewagt, ihn länger als einen flüchtigen Moment anzusehen.

Dass er sie später dabei erwischte, wie sie sein Bad einließ, hatte ihr einen Heidenschrecken eingejagt. Sie hatte ihn nicht so schnell oben erwartet. Es ärgerte sie ein wenig, dass sie von seinem unerwarteten Erscheinen derart in Panik versetzt wurde, dass sie hinausgestürmt war.

Die mit Wasser gefüllten Holzeimer die Treppe hinauf zu schleppen, war unheimlich anstrengend. In letzter Zeit fand Hanna immer weniger die Kraft für derartige Arbeiten. Was daran lag, dass Roman ihre sowieso schon mager ausfallenden Essensrationen gekürzt hatte, nachdem sie zwei Wochen zuvor versehentlich ein Glas Wein verschüttet hatte.

Hoffend, dass dieser Fremde kein weiteres Bad wünschte, schlief sie endlich ein.

Am nächsten Morgen erwachte Hanna mit steifen Gliedern. Es kostete sie all ihre Kraft, die Augen aufzuschlagen und die Fetzen des Alptraumes fortzuziehen.

Schwerfällig richtete sie sich auf. Ihre Zehen und Fingerspitzen waren taub. Sie konnte sich glücklich schätzen, dass sie über die Jahre gegenüber diesen Witterungen abgestumpft war. Ansonsten wäre sie längst an einer Lungenentzündung gestorben oder erfroren.

Bis die Sonne aufging, dauerte es noch einige Zeit. Der Regen prasselte unaufhörlich auf das Dach. Über die Pfützen um ihre Lagerstätte herum hatte sich eine dünne Eisschicht gelegt.

Müde schleppte Hanna sich zu ihrem Wasserkrug und wusch sich notdürftig. Das eisige Wasser stach unangenehm auf ihrer Haut. Dann kämmte sie ihr Haar und flocht es zu einem Zopf. Ihr Haar wellte sich leicht, wenn es feucht war. Ihre Mutter hatte es dann immer besonders schön gefunden, wenn sie es nicht zusammenband.

Offen hatte Hanna ihr Haar lange nicht mehr getragen. Es war hinderlich genug, dass sich ständig diese widerspenstigen Strähnen aus ihrem Zopf lösten und ihr ins Gesicht fielen.

Nach der notdürftigen Toilette lief sie nach unten und machte Feuer in der Stube und in der Küche. Das war die schönste Zeit am Tag. Die anderen schliefen noch und sie konnte die Wärme genießen, die das Feuer langsam über die Räume legte und ihren steifen Körper wärmte. Dann machte sie sich daran, die Schweine und Gänse im hinteren Teil des Hofes zu füttern und brachte ihnen frisches Wasser aus dem Brunnen.

Kurz nach Sonnenaufgang lief sie zu Thomas' Vater hinüber und holte fünf Laiber Brot für die Gäste. Nachdem sie zurück war, schnitt sie Wurst und Käse. Zurzeit beherbergten sie nicht viele Gäste, aber einige der Dorfbewohner kamen regelmäßig vorbei, um bei ihnen zu speisen.

Bei der Vorstellung, diesem Fremden zu begegnen, stieg ihre Nervosität. Gestern Abend hatte sie Roman zu Violetta sagen hören, dass er fast eine ganze Woche bleiben wollte. Was konnte er bloß so lange hier wollen? Hier gab es doch nichts. Roman hatte das ebenso seltsam gefunden und seinen Argwohn geäußert.

Sollte Roman doch, es ging ihn nichts an. Es ging sie alle nichts an, dachte sie und konnte dennoch nicht aufhören sich selbst weiter Gedanken über den Fremden zu machen.

War es Mitleid, das sie am Abend zuvor in dem Dunkelgrau seiner Augen gesehen hatte? Hätte sie jemanden gefragt, hätte man wohl behauptet, dass Männer, wie dieser Fremde, zu einem Gefühl wie Mitleid nicht im Stande wären. Sie hatte sich also bestimmt getäuscht.

»Roman erzählte mir, wir haben einen neuen Gast.« Violettas Stimme riss Hanna aus ihren Gedanken. Sie wandte sich Romans Schwester zu, die mit vor der Brust verschränkten Armen im Türrahmen lehnte.

»Erzähl mir, sieht er gut aus? Roman wollte mir nichts darüber sagen. Aber er ist ein Mann, was soll er schon darüber wissen.« Violetta bedachte Hanna mit einem herablassenden Blick. Das war für sie keine neue Erfahrung. »Nick einfach, wenn ich recht habe.«

Hanna tat nichts dergleichen. Roman und Ludwig schlugen sie, wenn sie nicht tat, was sie verlangten. Violetta aber schaute immer nur zu und packte sie höchstens mal etwas gröber am Arm. Also sah sie keine Notwendigkeit ihr gegenüber ihre Meinung zu äußern. Sollte Violetta sich doch selbst ein Urteil bilden. Ein wenig ihres Stolzes besaß sie noch und sie gab ihr Bestes, ihn zu behalten.

Violettas rote Lippen verzogen sich zu einem schmalen Strich. »Na schön, du hast sowieso keine Ahnung von Männern.« Sie stieß sich vom Türrahmen ab und trat auf

Hanna zu. »Ich werde ihn heute Abend bedienen. Ich wette, er sieht gut aus. Ein richtiger Mann eben.«

Violett setzte stets alles daran, die Männer, an denen sie Interesse hegte, in ihr Bett zu locken. Meistens mit Erfolg. Sie hatte alles, was sich die Männer an einer Frau wünschten. Ein hübsches Gesicht, reichlich Kurven und eine üppige Oberweite. Ihren Bruder störte das nicht, im Gegenteil. Neben Violetts Vergnügen, sich diesen Männern hinzugeben, brachte es zusätzlich Geld ein. Violett hatte keine Gewissensbisse, die Männer am Morgen ihrer Münzen zu erleichtern, bevor sie das Zimmer verließ.

»Also.« Violett hob Hanna drohend den Zeigefinger vors Gesicht. »Du bleibst heute Abend brav in der Küche, während ich unseren Fremden unter die Lupe nehme. Hast du mich verstanden?«

Natürlich hatte Hanna verstanden. Sie hatte kein Interesse, Violett ihr nächstes Opfer zu stehlen. Wie hätte sie das auch anstellen sollen? Violett war hübsch, während sie kaum das zu bieten hatte, was Männer beehrten. Außerdem war sie zu schüchtern und dankbar dafür, dass Roman sie bisher nicht zu derartigen Aktionen gezwungen hatte. Wahrscheinlich war er sich darüber im Klaren, dass sie niemals den Erfolg erzielen würde, den seine Schwester dabei hatte. In der Küche war sie besser aufgehoben. Das war das Erfreuliche daran, dass sie so wenig begehrt aussah. Sie war unsichtbar und dankbar dafür.

Sie nickte einfach, in der Hoffnung, Violett möge sie in Frieden lassen. Ihre Schikanen waren, im Vergleich zu den Prügelattacken von Roman, leicht zu verdauen. Ertragen konnte sie die Anwesenheit dieser Frau dennoch kaum.

»Gut für dich. Jemanden wie dich wollen die Männer nicht sehen, wenn sie sich an meinem Anblick ergötzen können.« Violett strich sich ihre braune Mähne nach hinten und stolzierte erhobenen Hauptes aus der Küche.

Sie seufzte und atmete tief ein, ehe sie sich zwei Teller schnappte und den Gästen das Frühstück servierte.

Kapitel 3

Gabriel

Geduld war nicht seine Stärke. Er verfluchte die Götter dafür, dass sie es ihm so schwierig machten. Und für alles andere auch.

Bevor die Sonne aufging, war Gabriel am Morgen in die Berge aufgebrochen. Dreimal am Tag musste das Gewächs gegossen werden, damit es nicht einging. Dann wäre all die Arbeit umsonst gewesen. Damit dies nicht passierte, musste er den ganzen Tag dort oben bleiben und irgendwie die Zeit totschiagen. Von Sonnenaufgang, bis Sonnenuntergang. Meute steckte den seligen Tag über sein Maul in das Laub und suchte nach dem Gras darunter. Er hatte die Gelegenheit genutzt, um etwas Schlaf nachzuholen.

In der vergangenen Nacht hatte er kaum ein Auge zugetan. Ständig hatte er das Gesicht dieses Mädchens vor Augen. Er wurde den Ausdruck ihrer moosgrünen Augen einfach nicht mehr los. Das leuchtende Flackern, als sie ihn angesehen hatte. Bei den Göttern, er wusste nicht, warum. Sie tat ihm leid, das gestand er sich ein. Ihrer Kleidung nach zu urteilen und in der Art, wie dieser Roman mit ihr umgegangen war, hatte sie es nicht leicht. Es gab viele junge Frauen, denen es so erging und er war vielen davon begegnet. Aber bisher hatten deren Schicksale ihn nicht bis in seine Träume hinein verfolgt.

Als er am Abend in das Dorf zurückkehrte, schüttelte er den Kopf, da ihm das Mädchen noch immer im Kopf herumspukte. Er stieg von Meute ab und nickte Thomas

zu, der vor dem Stall auf ihn wartete. Der Junge war einer der wenigen Menschen hier im Dorf, der Wert auf Freundlichkeit zu legen schien. Er hatte eine Heiterkeit an sich, die seine miese Stimmung zu erhellen vermochte. Er reichte Thomas die Zügel und band die Satteltasche von dem Rücken seines Pferdes.

Dann nahm er seine Schwerter vom Rücken und band das rote Tuch darum, das er stets bei sich hatte. Mit großen Augen beobachtete Thomas ihn dabei. »Könnt Ihr beide gleichzeitig benutzen?«, fragte der Junge.

Gabriel versteckte die Schwerter unter seinem schweren Mantel. »Wenn es sein muss«, erklärte er. »Bis morgen, mein Junge.« Er tätschelte Thomas den Kopf, ehe er sich auf den Weg in die Gaststube machte. Er hatte mächtig Hunger und hoffte inständig, dass es heute eine warme Mahlzeit für ihn gab.

An diesem Abend war er über zwei Stunden später dran und die Stube war gut gefüllt. Als er eintrat, mischte sich lautes Stimmengewirr mit dem Duft von frisch Gebratenem.

Der Tisch, an dem er gestern gesessen hatte, war besetzt und er musste auf eine Nische nahe dem Eingang ausweichen. Was ihm recht war. So war er etwas abgeschottet von den anderen und konnte den Raum dennoch gut überblicken.

Manchmal gewann er den Eindruck, dass die Menschen unbewusst wahrnahmen, dass er keiner von ihnen war, auch wenn er sich kleidete, aß und nicht anders aussah als sie.

Im Grunde genommen war er wie sie. Bis auf eine Kleinigkeit.

Er hatte sich gerade niedergelassen und warf einen Blick über die Gäste. Da sah er sie. Hanna. Sie stand hinter dem Tresen. Roman hielt sie am Oberarm gepackt.

Der Wirt hatte seinen Kopf nah zu ihr heruntergebeugt und sagte etwas zu ihr. Man hätte annehmen können, dass das Gesicht des Mädchens vor Schmerzen verzogen sein müsste, so fest wie dieser Roman seine Finger in ihrem Fleisch vergrub. Doch sie verzog keine Miene und blickte ins Leere.

In Gabriel wuchs das Bedürfnis einzuschreiten. Mit Mühe unterdrückte er den Impuls, von seinem Platz aufzuspringen. Angelegenheiten, wie diese, gingen ihn nichts an.

Diese Hanna brauchte seine Hilfe nicht und er tat gut daran sich nicht einzumischen. Das würde ihm und schlussendlich ihr bloß unnötigen Ärger einbringen.

Und außerdem. Es war egal. Sie war ihm egal. Er kannte sie überhaupt nicht. Nicht ein Wort hatte er mit ihr gewechselt.

Gabriel gelang es, sich das erfolgreich einzureden, bis das Mädchen aufblickte und sich ihre Blicke traf. Die Traurigkeit, die sich in diesem grünen Meer ihrer Augen spiegelte, ließen ihn den Atem anhalten.

Er warf seine körperliche Beherrschung beiseite und wollte aufspringen. In dem Moment ließ Roman sie los. Der Augenblick, der ihn in ihrem Bann gefangen hielt, war vorbei.

Das Mädchen rannte aus der Stube. Seine Aufmerksamkeit blieb an der Tür haften, hinter der sie verschwunden war. Um Haaresbreite hätte er für diese Hanna eine Schlägerei angezettelt.

Eine üppige Oberweite schob sich in sein Sichtfeld. Der Ausschnitt tief genug, dass zu befürchten stand, die Brüste könnten ihm entgegenspringen.

Seine Augen wanderten zu dem Gesicht der Person, die sich ihm derart dreist in den Weg stellte.

»Guten Abend, Sir«, begrüßte ihn die brünette Frau in kokettem Ton. Sie lehnte sich ein Stück tiefer zu ihm herab. Ihr Dekolleté kam ihm dabei gefährlich nahe.

»Ihr seid bestimmt hungrig, nachdem Ihr den ganzen Tag in den Bergen wart«, säuselte sie. »Ich bin Violet.«

Schlagartig wurde er hellhörig. Diese Frau wusste, wo er sich den Tag über aufgehalten hatte. Ihm war durchaus bewusst, dass er Aufmerksamkeit erweckte, aber dass man ihn derart schnell unter Beobachtung stellte, damit hatte er nicht gerechnet. Das bedeutete, dass er noch vorsichtiger sein musste. Niemand durfte das Versteck in den Bergen finden.

Diese Violet bemerkte nicht, dass er in Gedanken abgedriftet war. Wie zufällig strich sie mit ihren Fingern seinen Oberarm hinauf.

»Wir haben heute Abend frisch gebratene Hähnchenkeule, mit reichlich Speck und Kartoffeln«, trug sie vor. »Und wenn Ihr danach noch Lust auf einen Nachtisch verspürt, habe ich genau das Richtige für Euch.«

Sie schenkte ihm mit ihren roten Lippen ein aufreizendes Lächeln. Dabei rückte sie mit ihren Brüsten näher an ihn heran. Er hatte kaum mehr eine Wahl, als direkt in ihren Ausschnitt zu starren. Eine derart plumpe Anmache war ihm lange nicht mehr untergekommen. Ihr Verhalten ödete ihn eher an, als dass es ihn reizte. Gelangweilt ließ er seine Augen über ihr Dekolleté wandern, über ihren Hals zu ihrem Gesicht, bis er ihren hungrigen Blick auffing.

»Das Hähnchen und ein Bier. Nachtisch hatte ich bereits«, sagte er trocken. Er musste sich doch tatsächlich ein Grinsen verkneifen. Die Empörung im Gesicht dieser Frau hielt nicht lange an.

»Männer, wie Ihr einer seid, vertragen sicher mehr als einen Nachtisch.« Ihre Finger wanderten über seinen Hals.

Die gab nicht so schnell auf. Dennoch, Gabriel verspürte nicht den Drang, mit dieser Frau eine weitere Minute seiner Zeit zu verschwenden. Die Art, wie sie versuchte ihn in ihr Bett zu locken, war ihm zuwider.

Er packte das aufdringliche Frauenzimmer am Handgelenk. »Lady, ich habe Hunger und danach wünsche ich ein heißes Bad«, entgegnete er kühl und ließ sie los.

Die Lippen der Frau kräuselten sich beleidigt. Endlich hatte sie verstanden. Ihre Brüste gaben sein Blickfeld frei. Sie drehte sich abrupt von ihm ab und marschierte hüftschwingend davon.

Hanna

Sie war dabei den Abwasch zu erledigen, da kam Violett in die Küche gestürmt.

»Huhn und Bier für diesen aufgeblasenen Gockel«, rief Violett ihr zornig zu und fegte mit der flachen Hand eine dreckige Schüssel von der Anrichte. Die Scherben flogen Hanna bis zu den Füßen.

»Was bildet sich dieser Kerl überhaupt ein«, schimpfte Violett weiter. »Mich abzuservieren. Hatte schon einen Nachtsch. Ha.« Ihr grelles Lachen klingelte Hanna in den Ohren. »Von wegen. Dieser Kerl hatte doch seit Tagen kein richtiges Weib mehr in seinem Bett. Irgendetwas stimmt mit dem nicht.«

So war es immer mit Violett. Wenn ihr jemand nicht gab, was sie wollte, dann stimmte etwas nicht mit ihm.

Während Violett sich weiter über den Fremden ärgerte, begann Hanna die Scherben vom Boden aufzufegen und das Essen für eben jenen Fremden zu richten. Nachdem sie fertig war, hatte Violett aufgehört sich lauthals über den Neankömmling zu beschweren. Hanna hielt ihr den Teller und den Krug hin.

Anstatt sie entgegenzunehmen, erntete Hanna ein empörtes Schnauben. »Du glaubst doch nicht, dass ich

diesem Kerl sein Essen an den Tisch bringe. Mach das gefälligst selbst«, befahl Violet. »Und danach kannst du gleich Wasser aufsetzen. Der werthe Herr wünscht ein Bad.«

Hanna stöhnte innerlich. Das war der dritte Gast, der heute ein Bad wünschte. Ihr Rücken schmerzte von dem vielen Hinaufschleppen der Eimer. Vorhin hatte sie etwas Wasser verschüttet. Roman hatte sie deshalb derart grob am Arm gepackt, dass sie schon blaue Flecken davon hatte. Dieses Verhalten seinerseits stand praktisch an der Tagesordnung. Sie ließ es einfach über sich ergehen. Den Schmerz spürte sie kaum noch. Es hatte ihr nichts ausgemacht, bis sie *ihn* gesehen hatte.

Ein unbekanntes Schamgefühl hatte sich in ihr ausgebreitet. Dass Roman sie vor anderen Gästen grob behandelte, war ihr mittlerweile gleichgültig. Doch dass der Fremde sie hilflos gesehen hatte, hatte ihr etwas ausgemacht.

Warum das so war, konnte sie sich selbst nicht erklären. Womöglich lag es daran, auf welche Art und Weise er sie musterte. So undurchschaubar. Es war ihr nicht möglich, seinen Blick zu deuten oder zu errahnen, was er dachte.

Ihr Herz flatterte aufgeregt. Jetzt musste sie hinausgehen und ihm das Essen bringen. Bloß weil sich Violet in ihrer Ehre verletzt fühlte. Zugegeben, sie freute sich etwas darüber, dass der Fremde Violet zurückgewiesen hatte. Aber ihm nach der Situation mit Roman gegenüberzutreten, fiel ihr nicht leicht.

Aber wie immer hatte sie keine andere Wahl. Sie musste tun, was man ihr auftrug, wollte sie keine Schläge riskieren.

»Na los, mach schon«, keifte Violet und setzte sich beleidigt auf einen Stuhl an der Wand. Wie ein schmollendes Kind hockte sie mit verschränkten Armen darauf und schmettete Hanna giftige Blicke entgegen.

Hanna kam sich vor, als wäre sie schuld daran, dass sie eine Abfuhr kassiert hatte.

Sie schloss die Finger fester um den Krug und trat hinaus in die Gaststube. Heute war es besonders voll und jeder Tisch war besetzt.

»Na, wer ist denn da?«, rief einer der Stammgäste lallend in ihre Richtung. »He, scheues Hühnchen, serviert Huhn«, grölte er. Die anderen an seinem Tisch fielen in das Lachen ein. Da waren sie. Diese bekannten Blicke, die voller Spott auf sie gerichtet waren.

Sie verkrampfte innerlich. Dann eilte sie rasch weiter.

»Setz dich zu mir. Auf meinem Schoss wirst du schnurren wie eine Katze«, rief ein anderer und klatschte sich auffordernd auf die Oberschenkel. »Na los, es wird dir gefallen, versprochen.«

»Ach, an der ist doch nichts dran. Spürst nur Knochen, wenn du sie auf dir reiten lässt«, rief der erste. Der schien seinen eigenen Witz so lustig zu finden, dass er sich vor Lachen an einem Stück Knochen verschluckte.

Diese Art Sprüche war Hanna gewohnt. Sie hatte gelernt sie zu ignorieren. Meist blieb es bei verletzenden Worten. Selten wurde sie angefasst. Einmal hatte jemand versucht sie zu sich auf den Schoss zu ziehen. Damals war Simon noch da gewesen. Mutig hatte er sie von dem betrunkenen Mann heruntergezogen und lautes Gelächter der Gruppe geerntet – und später Schläge mit dem Rohrstock.

Ihr zauberhafter, kleiner, mutiger Bruder. Bei dem Gedanken an Simon geriet sie ins Taumeln. Glücklicherweise gelang es ihr, sich zu fangen, ohne etwas von dem Bier zu verschütten. Sicherheitshalber blieb sie kurz stehen, versicherte sich, dass auf dem Teller nichts gefährlich verrutscht war. Als sie aufblickte, bemerkte sie, dass der Fremde sie mit einem undurchdringlichen Blick beobachtete.

Auch das noch. Jetzt hatte er gesehen, dass sie sich wie ein Trampel benahm. Mit gesenktem Kopf eilte sie zu seinem Tisch und stellte ihm den Teller und das Bier hin. Sie wagte es nicht zu ihm aufzusehen. Dann machte sie sich schleunigst zurück in die Küche.

Die anderen hatten schon Recht. Sie war ein scheues Huhn.

Zum Glück war Violett nicht mehr da. Rasch setzte sie Wasser auf und machte sich daran den restlichen Abwasch zu erledigen. Dann begann sie das heiße Wasser in die Eimer zu gießen und hinauf in das Zimmer des Fremden zu tragen.

Als sie eine halbe Stunde später den letzten Eimer die Treppen hinauf hievt, war sie mit ihren Kräften am Ende angelangt. Die dünnen Henkel des Eimers hatten rote Schlieren in ihrer Handfläche hinterlassen. Ihr Rücken fühlte sich an, als würde er ihr gleich in zwei Teile brechen. Die schwarzen Punkte, die vor ihren Augen tanzten, vervielfältigten sich immer rasanter. Bis auf eine Scheibe Brot und ein Glas Wasser hatte sie heute nichts zu sich genommen und mehr würde sie auch nicht bekommen.

Hanna nahm all ihre Kraft zusammen, doch ihre Arme zitterten zu stark. Sie musste den Eimer auf einer der Stufen abstellen, wollte sie nicht riskieren, dass er ihr aus den Händen glitt. Sie rieb sich den pochenden Arm. Der Erschöpfung nahe, starrte sie auf ihre blutigen Handflächen. Das war eine der Situationen, in denen sie am liebsten die Hände vor das Gesicht geschlagen und hemmungslos angefangen hätte zu weinen.

Aber sie hatte gelernt, sich zusammenzureißen.

Komm schon, sprach sie sich innerlich Kraft zu. *Es sind nur noch ein paar Stufen*. Sie griff nach dem Eimer.

Eine große Hand kam ihr zuvor. Raue, schwielige Finger streiften ihre. Erschrocken zog Hanna ihre Hand zurück. Entsetzt schaute sie zu dem Mann auf, der den Eimer

hochhob, als wäre er nichts. Seine undurchdringliche Miene ruhte auf ihr. Kein Lächeln lag auf seinen Zügen, keine Milde. Keinerlei Gefühl.

Bestürzt sah sie zu, wie er die Treppe hinaufstieg und die Tür zu seinem Zimmer öffnete. Sie brauchte einige Sekunden, ehe sie die Fähigkeit aufbrachte, ihm zu folgen. Ihr blieb nichts anderes übrig. Sie musste mitansehen, wie er selbst das Wasser in den Badezuber leerte. Dann streckte er ihr den leeren Eimer hin.

»Ich hoffe, dein Herr hat einen guten Grund, warum er dich diese Arbeit verrichten lässt.« Seine dunkle Stimme vibrierte in ihren Eingeweiden.

Hanna war nicht fähig, auf seine Worte zu reagieren. Stumm nahm sie den Eimer entgegen, darauf bedacht, seine Finger nicht noch einmal zu berühren. Doch was brachte ihr Vorhaben, wenn der Fremde sich nicht darum scherte. Er packte sie am Handgelenk.

Vor Schreck blieb ihr die Luft weg, als er ihre Hand herumdrehte und ihre wunde Handfläche betrachtete. Das Herz schlug ihr bis zum Halse. Sein Griff war nicht grob. Im Gegenteil, seine Berührung war überaus sanft. Sanfter, als jede Berührung, die ihr seit langer Zeit widerfuhr. Sie war sicher, sie könnte ihre Hand mühelos aus seiner hervorziehen. Doch sie tat es nicht.

Wann hatte sie das letzte Mal jemand so zärtlich berührt?

Plötzlich richtete der Fremde seinen Blick auf sie. Der feine Zug seiner Lippen zu einem schmalen Strich zusammengespreizt. Im nächsten Moment ließ er ihre Hand wieder los.

Bevor der Fremde die Möglichkeit bekam sie erneut zu packen, wandte Hanna sich ab. Tränen brannten ihr in den Augen, als sie die Treppenstufen hinunter hastete.

Der Fremde war verärgert. Sie konnte es ihm nicht verdenken. Jetzt musste sie dafür beten, dass er Roman nicht darauf ansprach. Was ihr dann blühte, wollte sie sich nicht ausmalen.

Kapitel 4

Hanna

Mit einem unguuten Gefühl im Magen ging Hanna wenig später die Tiere füttern. Die Begegnung mit dem Fremden wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf gehen. Die Angst, dass Roman von ihrem Missgeschick erfuhr, setzte ihr zu. Ihr schauderte vor den Konsequenzen, die das mit sich bringen würde. Übelkeit breitete sich in ihrem Magen aus, wenn sie nur daran dachte.

Sie kam von draußen und öffnete die Hintertür, die zur Küche führte. Es kam unerwartet. Der Schlag traf sie mit einer Heftigkeit, die sie gegen die Küchenanrichte schleuderte. Die Welt um sie herum hörte für kurze Zeit auf zu existieren. Es wurde schwarz, dutzende leuchtende Funken vernebelten ihr die Sinne. Bis der Schmerz sie mit voller Wucht ins Hier und Jetzt zurückkatapultierte. Der Länge nach schlug sie auf dem Boden auf.

Sie hatte keine Zeit, sich von dem ersten Schlag zu erholen, da traf sie die nächste Schmerzwellen, als Roman ihr in den Unterleib trat.

»Was fällt dir ein?«, schrie er und trat erneut auf sie ein. Schützend schlang Hanna die Arme um ihren Körper, doch das hielt ihn nicht davon ab weiter auf sie einzutreten.

»Mein Sohn kommt zurück und das Erste, was er sehen muss, ist, wie die Gäste für dich ihr Wasser schleppen. Du undankbares Miststück.«

Langsam klärte sich Hannas Blick. Sie sah Ludwig, der lässig im Türrahmen lehnte und genüsslich dabei

zuschaute, wie Roman auf sie einprügelte. Wie sein Vater war er hellblond und hatte einen ebenso miesen Charakter.

»Du bist wirklich zu nichts zu gebrauchen«, spie Roman und ein weiterer Tritt traf sie am Oberschenkel. Hanna biss sich auf die Innenseite ihrer Wange, um einen Aufschrei zu unterdrücken.

Nicht schreien, nicht schreien. Der Geschmack von Eisen rann ihre Kehle hinunter. *Nicht schreien.* Die Genugtuung, sie vor Schmerzen wimmern zu hören, würde sie Roman und Ludwig nicht geben.

Es war Hannas Stolz, der sie davon abhielt, darum zu betteln, er möge aufhören und ihr Verstand, der wusste, dass er dann nur noch fester zutreten würde. Es war egal, was sie tat. So beschloss sie, wie immer, das Ganze wehrlos und lautlos über sich ergehen zu lassen. Sie zog ihre Beine an die Brust, machte sich so klein wie möglich und wartete ab, bis Romans Raserei vorbei war.

»Drei Tage nichts zu essen für dich und wenn ich dich doch dabei erwische, dann gnaden dir die Götter.« Das waren seine letzten Worte, ehe Roman endlich von ihr abließ.

Sie hielt ihre Augen fest verschlossen. Hörte, wie sich ihre Schritte entfernten. Nachdem sie alleine war, drang ein leises Wimmern aus ihrem Mund. Sie blieb auf dem Boden liegen, bis die Schmerzen abgeklungen waren. Dann rappelte sie sich auf und schleppte sich auf den Dachboden hinauf. Dort sank sie auf das nasse Stroh und stützte ihre Stirn auf den Knien ab.

An Tagen wie diesen erwischte sie sich bei dem Gedanken, erleichtert darüber zu sein, dass Simon das nicht miterleben musste. Er konnte nur an einem besseren Ort sein, denn einen schlimmeren wie diesen konnte sie sich kaum ausmalen.

Bei der Erinnerung an ihren kleinen Bruder kullerte eine Träne über ihre Wange. Sie wischte sie fort, konnte das Schluchzen, das ihr aus der Kehle stieg, aber nicht unterdrücken. Für wen oder was ließ sie das über sich ergehen? Sie war alleine auf dieser Welt. Es war einfach. Sie musste bloß hinausgehen, in einer Nacht wie dieser. Sich auf die Erde legen und am nächsten Morgen wäre sie erfroren. Niemand mehr könnte ihr dann noch Schmerzen zufügen.

Dann wäre alles vorbei.

Ihre Finger ertasteten den Einband des einzigen Gegenstandes, der ihr geblieben war. Das Buch über *die Sagen der Götter*.

Simon. Für ihn wollte sie weiter durchhalten. Hoffen, dass ihr eines Tages gelang, was sein größter Wunsch war. Fortzugehen, auf die andere Seite.

Dieses Buch weckte in ihr die irrsinnige Hoffnung, ihren Bruder eines Tages wieder zu sehen.

Der eisige Nachtwind piff zwischen den löchrigen Dachziegeln hindurch. Wenn sie hierblieb, brauchte sie zum Sterben kaum vor die Tür zu gehen. Der Winter rückte jede Nacht ein Stückchen näher heran und sie brauchte sich nicht der Illusion hinzugeben, dass sie von Roman etwas Wärmeres zum Anziehen bekam oder das Angebot, in der Küche neben dem Ofen schlafen zu dürfen.

Mühsam stellte sich Hanna auf ihre zittrigen Beine, schlich die Treppe hinunter und huschte zu den Ställen hinüber.

Der Stall kam nicht an die Behaglichkeit eines ordentlichen Zimmers heran, aber im Inneren war es gleich deutlich wärmer als auf dem Dachboden. Das Stroh und die Körperwärme der Pferde umhüllten sie wie eine zarte Umarmung. Ließen sie erkennen, dass das Schicksal es bisher nicht gut mit ihr meinte.

Zwei Pferde standen in den Boxen. Sie lief zu der leeren Box zwischen den Tieren und sank müde auf den Boden. Alles an ihrem Körper schmerzte. Insbesondere der Tritt in die Oberschenkel machte ihr zu schaffen. Ein dunkelroter Bluterguss bedeckte die blasse Haut. Sie konnte die Stelle kaum berühren, ohne vor Schmerzen die Zähne zusammenzubeißen.

Sie war Schläge gewohnt. Heute jedoch waren sie mal wieder besonders hart ausgefallen. Hinzu kam, dass sie nicht mehr die Kraft hatte wie früher. Der Wille, das zu überstehen, sank allmählich. Vermehrt ergriff Resignation von ihr Besitz.

Als ihr Po den Boden berührte, war sie kaum mehr in der Lage wieder aufzustehen. Ihr Körper fühlte sich an, als sei er aus Blei gegossen. Der Ohnmacht nahe, vor Hunger und Schmerzen, lehnte sie sich an die Stallwand und schloss die Augen.

Schritte hallten durch die Dunkelheit. Wer auch immer das war, er kam näher. Es war zu spät sich zu verstecken. Mit einem Gefühl von Gleichgültigkeit wartete sie ab, was geschah. Das Licht einer Öllampe blendete sie.

»Hanna.«

Thomas

Thomas hielt die Lampe über ihren Kopf. Sie blinzelte gegen das Licht. Das Gesicht des Jungen erhellte sich.

»Da bist du. Ich hab dich über die Straße laufen sehen«, sagte er mit leiser Stimme. Es bestand immer die Gefahr, dass sein Vater in den Stall kam. Sein Blick wanderte über ihr Gesicht. Er verzog daraufhin sorgenvoll die Lippen.

»Himmel, Hanna.« Thomas stellte die Lampe auf dem Boden ab und kniete vor ihr hin. »Das sieht wirklich übel aus.«

Hanna zuckte zusammen, als er ihre Platzwunde unterhalb ihres Haaransatzes abtastete.

»Hier.« Er kramte ein sauberes Taschentuch aus seiner Tasche und hielt es ihr hin. »Spuck drauf.«

Verdutzt schaute Hanna ihn an. Sie sollte was?

Der Junge zuckte mit den Schultern, als verlangte er nichts Ungewöhnliches von ihr. »Das ist sauberer als das Wasser aus dem Trog. Frisches kann ich erst morgen früh holen gehen.«

Sie musste lächeln. Dann tat sie, was er vorschlug und spuckte auf das Tuch. Thomas begann daraufhin ihr Wunde damit abzutupfen. Er war klug, gescheit und überaus gutherzig. Er war ein Kontrast zu dem Rest der Menschen hier, die sich nur für sich selbst interessierten.

Nachdem er fertig war, steckte Thomas das Tuch in seine Manteltasche. »Ich habe dir etwas mitgebracht.« Er verschwand für einen Moment um die Ecke und kam mit einem Stoffbündel zurück.

»Das sind Reste von heute. Vater wollte, dass ich sie fortschmeiße. Er wird nicht bemerken, dass ich sie genommen habe.« Er übergab ihr das Bündel. Ihr Magen zog sich schmerzhaft zusammen bei dem Geruch, der ihr in die Nase stieg. Sie öffnete ihn und drei Brötchen kamen zum Vorschein.

»Etwas Wein habe ich auch.« Thomas reichte ihr einen kleinen Krug. »Es ist nicht viel, aber er wird dich von innen wärmen. Und ich habe dir eine Decke mitgebracht.«

Am liebsten hätte sie vor Dankbarkeit laut geweint. Doch sie hatte schon lange keine Tränen mehr vor anderen vergossen. So kuschelte sie sich in die Decke und sank zurück gegen die Stallwand. Sie war so unendlich müde.

»Weißt du, Hanna. Du musst endlich von hier fort, bevor sie dich eines Tages umbringen.« Die Besorgtheit in Thomas' Stimme rührte sie. »Wäre ich bloß stärker. So wie dieser fremde Mann. Dann könnte ich dich vor ihnen beschützen.«

Sie schenkte ihrem einzigen Freund ein klägliches Lächeln. Hier gab es doch jemanden, dem sie am Herzen lag. Das schenkte ihr neuen Mut. Dankbar ergriff sie seine Hand.

»Ich hab dich gern und es macht mich wütend, wenn sie dir das antun«, sagte Thomas und zeigte auf ihre Stirn. Beschämt senkte Hanna den Kopf. Sie wollte nicht, dass Thomas sich ihretwegen sorgte, und schon gar nicht wollte sie, dass er ihretwegen Schuldgefühle hegte. Er war der Einzige hier, der nett zu ihr war. Er half ihr, wann immer es ihm möglich war. Was nicht einfach war, denn sein Vater war mit Roman befreundet.

»Schlaf gut«, murmelte er. »Ich muss wieder los, bevor mein Vater etwas merkt.« Thomas nahm die Lampe. Sie winkte ihm zum Abschied zu. Dann kuschelte sie sich tiefer in die dicke Decke, aß zwei der Brötchen und trank den Wein in wenigen Zügen. Das rote Gebräu war stark, zu stark für sie. Thomas behielt recht. Schon bald breitete sich eine angenehme Wärme im Inneren ihres Körpers aus. Ließ ihre Glieder matt und schwer werden und die Schmerzen allmählich verschwinden.

Das letzte Brötchen hob sie sich für den Morgen auf. Seit langem wieder satt, sank sie kurz darauf in einen traumlosen Schlaf.

Kapitel 5

Gabriel

Am nächsten Morgen fand er, dass es mal wieder Zeit für eine ordentliche Rasur sei. Seit über einer Woche schob er diese Notwendigkeit vor sich her. Allerdings war es noch dunkel, was sein Vorhaben erschwerte.

Länger als notwendig, betrachtete er sein Spiegelbild im Schein der Öllampe. Ihm kam der abwegige Gedanke, dass sich das Mädchen weniger vor ihm fürchtete, wenn sein ruppiger Bartansatz verschwand. Am gestrigen Abend war sie wie versteinert dagestanden, als er ihr mit dem Wasser geholfen hatte. Zugegeben, er war nicht sonderlich nett zu ihr. Er hätte sie nicht am Arm packen sollen. Aber er hatte sich versichern wollen, dass er mit seiner Vermutung richtig lag und das arme Ding immer die Wassereimer schleppen musste. Die Striemen auf ihren Handflächen hatten dies bestätigt. Er hatte sich zusammenreißen müssen, nicht hinunterzustürmen und dem Wirt die Meinung zu sagen. Mit den Fäusten.

Bei der Erinnerung an ihre spärliche Bekleidung und ihr ausgemergeltes Gesicht überzog ihn eine Gänsehaut. Vorsichtig setzte er die Klinge an seine Kehle und ließ sie über seine Haut gleiten.

Die Temperatur draußen war deutlich gesunken, bemerkte er, als er sich wenig später auf den Weg zum Stall machte. Wenigstens war es trocken.

Wie erwartet, traf er um diese Tageszeit auf keine Menschenseele. Bis er in den Stall trat.

Überrascht hielt er inne. Blieb in der Dunkelheit verborgen. Das Mädchen, das ihn seit seiner Ankunft hier in seinen Träumen heimsuchte, stand bei seinem Hengst.

Der Schein einer einzelnen Öllampe hüllte sie und Meute in ein warmes Licht. Sie hatte ihre Augen geschlossen und die Stirn an die Seite von Meute gelehnt. Ihre Hände ruhten flach auf seiner Stirn und der Schulter. In Wellen floss ihr offenes Haar ihre Schulterblätter hinab, bis zum Ansatz ihres unteren Rückens. Ihre nackten Füße versanken bis zu den Knöcheln im Stroh, das im ganzen Stall auf dem Boden verteilt war, um die Kälte einzudämmen.

Der Anblick bewegte ihn auf eine Weise, die er nicht zu beschreiben vermochte. Sie hatte so etwas Zartes und Zerbrechliches an sich. Etwas unendlich Trauriges, das an seiner verschlossenen Seele anklopfte und ihn berührte.

Dass sein Hengst es zuließ, dass sich jemand Fremdes ihm auf diese Art näherte, war ungewöhnlich. Wie hatte dieses Mädchen es bloß geschafft, so rasch das Vertrauen seines eigenwilligen Gefährten zu gewinnen?

Nun, sie wirkte nicht, als ob sie für irgendjemanden eine Gefahr darstellte, auch nicht für Meute.

Die runden dunkelbraunen Augen seines treuen Wegbegleiters richteten sich auf ihn. Meute hatte ihn gewittert und starrte ihn direkt durch die Dunkelheit an. Anders als sonst, wenn er unruhig mit den Hufen zu scharren begann, sobald sich Gabriel ihm näherte, verharrte er in Bewegungslosigkeit. Ganz, als wollte er das Mädchen nicht aufschrecken.

Derartiges Feingefühl war er von seinem Hengst nicht gewohnt. Fast schien es ihm, Meute werfe ihm einen warnenden Blick zu, ja keine falsche Bewegung zu machen.

Aber was erwartete Meute? Dass er regungslos stehen blieb und sich die Beine in den Bauch stand?

Gabriel war geneigt, auf Meute zu hören und stehenzubleiben, die beiden weiter aus der Ferne zu betrachten, zuzusehen, wie sich das Mädchen an Meute lehnte, als könnte sie nur Trost bei ihm finden.

Wieder dieses Gefühl, als stäche ihm jemand mit einer Nadel in die Brust. Er schüttelte die beunruhigenden Gefühle ab und bewegte sich auf die beiden zu. Abgesehen davon, dass er sich begann schäbig vorzukommen, sie aus der Dunkelheit heraus zu beobachten, hatte er dafür keine Zeit. Wenn die Sonne aufging, musste er in den Bergen sein.

Das Knirschen getrockneter Erde unter seinen Stiefeln verriet seine Anwesenheit. Das Mädchen fuhr zu ihm herum. Ihre Pupillen weiteten sich vor Schreck. Ihre Blicke trafen sich. Hastig wich sie nach hinten und stieß dabei mit dem Rücken gegen die Wand der Box.

Ihr Brustkorb hob und senkte sich in kurzen Atemstößen. Ihre Augen suchten hektisch nach einem Fluchtweg, den es nicht gab.

Meute begann unruhig mit den Vorderhufen zu schaben, als wäre es nötig sie vor Gabriel zu beschützen.

Vor ihm? Gabriel konnte mitunter etwas ruppig und mies gelaunt sein, aber Meute sollte es besser wissen. Er warf seinem Hengst einen verächtlichen Blick zu. Seit wann spielte sich Meute als Beschützer auf?

Als Beschützer vor ihm?

Trotz der Gereiztheit, die sein Gemüt erfasste, blieb Gabriel mit großzügigem Abstand zu dem Mädchen stehen. Beschwichtigend hob er die Hand.

»Ich tue dir nichts«, sagte er vorsichtig. Mein Gott, er wollte ihr doch nichts Böses. »Du hast mein Wort«, fügte er ein wenig unbeholfen hinzu. Derart schreckhafte Wesen war er nicht gewohnt. Selbst Männer, die vor ihm im Dreck lagen, seine Klinge an ihrer Kehle, starrten ihn nicht so panisch an, wie dieses Mädchen es tat.

Er neigte seinen Kopf zu Meute, der die Situation mit Argusaugen beobachtete. »Er mag dich.« Und fügte mit einem missbilligenden Blick an sein Pferd gerichtet hinzu: »Ich fürchte, dass er sich für dich entscheidet, sollte er vor die Wahl gestellt werden.«

Das Mädchen starrte ihn an, als könne sie es nicht glauben, dass er mit ihr sprach. Seltsamerweise hörte er in dem Moment sein eigenes Herz, das ihm bis zum Halse hinauf klopfte.

»Glaubst du mir?«, fragte er vorsichtig, nachdem einige Sekunden der Stille vorübergezogen waren. Für einen langen Augenblick sah sie ihm in die Augen.

Sie nickte kaum sichtbar.

Erleichtert ließ er seine Hand sinken. »Falls ich mein Wort breche, bekomme ich es mit meinem Pferd zu tun. Das möchte ich nicht riskieren.« Himmel, hatte er da gerade einen Witz gemacht?

Er kam nicht dazu, sich selbst dafür einen Narren zu schimpfen. Da sah er das scheue Lächeln, das sich auf ihren Lippen ausbreitete.

Ein bezauberndes Lächeln, schoss ihm durch den Kopf. Verblüfft stellte er fest, dass er den Atem angehalten hatte.

Zögerlich entfernte sich das Mädchen von der Wand und trat ein Stück vor.

Gabriel erfreute sich an dem Stück Vertrauen, das sie ihm nun entgegenbrachte. Meute hörte auf, wie ein aufgeschrecktes Huhn zu tänzeln, was die angespannte Stimmung beruhigte. Meute wieherte glücklich und stupste das Mädchen freundschaftlich in die Seite. Ihr zaghaftes Lächeln verstärkte sich. Sie streichelte Meute über das schwarz glänzende Fell.

In einem Augenblick war er noch gefangen von dem Leuchten ihrer grünen Augen, im nächsten fiel ihm die Wunde an ihrem Haaransatz auf.

Es bestand die Möglichkeit, dass sie gestürzt war. Aber das bezweifelte er. Er hatte gesehen, wie dieser Roman mit ihr umging. Aber dass er Hand an sie legen würde, darüber hatte er nicht nachgedacht. Warum denn auch? Er kannte sie doch überhaupt nicht. Seine Gedanken überschlugen sich.

Es ging ihn nichts an. Er wollte nicht, dass es ihn kümmerte. Zwei Tage und dann war er fort. Es war egal.

Aber er brauchte sie nur anzusehen und ihm war klar, dass es ihn sehr wohl kümmerte.

Er fluchte innerlich. »Wer war das?«, fragte er sie. Löschte mit seinen Worten das Lächeln aus ihrem Gesicht.

Hastig legte sie eine Strähne über die Stelle und wandte sich von ihm ab. Gabriel riskierte es und trat einen weiteren Schritt auf sie zu. Dieses Mal wich sie nicht vor ihm zurück. Stattdessen hob sie ihren Kopf und blickte ihn mit einer Mischung aus Neugierde und Unsicherheit an.

»Bitte, sag mir, wer das war?«

Verwirrung huschte über ihr Gesicht, bevor sich wieder diese Traurigkeit darin spiegelte, die sein Herz ins Stolpern brachte.

Verflucht, warum sagte sie denn nie etwas?

Noch ein Schritt und er stand nah genug, um sie zu berühren. Er streckte seine Hand nach ihr aus. Zu schnell. Erschrocken wich sie vor ihm zurück und stieß erneut gegen die Wand.

»Ich möchte mir deine Stirn ansehen«, sagte er rasch. Er wartete, und tatsächlich, ihre Haltung entspannte sich ein wenig.

»Wenn die Wunde tief ist, musst du sie verbinden, damit sie sich nicht entzündet.«

Er konnte regelrecht hören, wie ihr Herz raste, während sich ihre Gedanken überschlugen und sie sich fragen musste, ob sie ihm trauen konnte.

Gabriel wartete.

Schließlich neigte sie ihren Kopf zur Seite, damit er ihre Stirn betrachten konnte. Vorsichtig strich Gabriel die Strähne hinter ihr Ohr. Ein leichtes Zucken ging durch ihren Körper, als er ihre kalte Haut an der Stelle berührte, an der das Blut getrocknet war.

»Du hattest Glück. Die Wunde ist nicht tief und wird rasch heilen.« Er war versucht sie noch einmal nach dem Schuldigen zu fragen, doch er ahnte, dass sie es ihm nicht sagen würde.

Konnte sie überhaupt sprechen? Langsam begann er daran zu zweifeln.

Während er darüber nachsann, glitten seine Finger ihren Haaransatz entlang. Ihn überkam das überwältigende Bedürfnis, sie zu beschützen. Er dachte darüber nach ihr einen Mantel zu kaufen und Schuhe. Grundgütiger. Es war eiskalt und sie barfuß.

Sein Blick glitt über ihr Gesicht, ihren schlanken Hals hinab bis zum Schlüsselbein. Er hatte bisher nicht richtig hingesehen. Hanna war nicht hübsch, sie war bildhübsch. Wäre sie besser genährt, würde es ihr wohl kaum an heiratswilligen Männern mangeln. So abgemagert, wie sie jedoch war, stand zu befürchten, sie könne in der Mitte durchbrechen, wenn man sie berührte.

Das Geschrei eines Hahnes ertönte und kündigte den Sonnenaufgang an. Das Mädchen hob den Kopf und Gabriel ließ seine Hand sinken. Die Furcht war aus ihrem Blick gewichen. Sie lächelte ihn dankbar an. Dann schob sie sich zwischen ihm und Meute hindurch und eilte aus dem Stall hinaus.

Als die Sonne hinter der Bergspitze versank, trat Gabriel die Glut des Lagerfeuers aus und holte aus dem nahe gelegenen See Wasser für die Pilze. Nachdem er sie

bewässert hatte, machte er sich auf den Weg zurück ins Dorf.

Ein langer Tag lag hinter ihm. Am Morgen war es ihm nur knapp gelungen, vor Sonnenaufgang bei den Pilzen anzukommen. Den restlichen Tag hatte ihn die Begegnung mit diesem Mädchen beschäftigt.

Rasch brachte er Meute in den Stall und eilte hinüber in die Gaststube. Sein Magen knurrte. Der Hase, den er mittags erlegt und über dem Feuer gebraten hatte, war längst verdaut. Gabriel setzte sich an den gleichen Tisch wie am Abend zuvor und wartete darauf, dass man ihn bediente.

Von dieser Violetta bedient zu werden, konnte er wohl nicht erwarten. Sie war dabei sich auf dem Schoß eines Gastes zu räkeln, der seine fleischigen Hände in ihre Hüfte grub und ihr von hinten einen feuchten Kuss auf den Nacken drückte.

Sein Magen meldete sich mit einem lauten Knurren. Es begann ihn zunehmend zu ärgern, dass er ignoriert wurde. In dem Moment trat das Mädchen in die Stube. Sie sah ihn, doch statt auf ihn zuzugehen und sich nach seinem Wunsch zu erkundigen, drehte sie sich herum und lief wieder hinaus.

Gabriel war wirklich überaus hungrig und überlegte, ihr nachzulaufen. Sich notfalls selbst das Essen in der Küche zuzubereiten. Doch ehe er seinem Ärger freien Lauf ließ und sich erhob, kam das Mädchen zurück.

In der einen Hand trug sie einen Krug Bier und in der anderen einen Teller, auf dem eine ganze Keule lag. Sie kam direkt auf ihn zu. Die Art, wie sie ihr linkes Bein beim Laufen hob, verriet ihm, dass die Wunde an ihrem Kopf nicht die einzige Verletzung war, die sie davongetragen hatte.

Dann versuchte einer der Gäste sie im Vorbeigehen zu packen. Verflucht, und er war bereit aufzuspringen und sie zu retten. Was war los mit ihm?

Sein rettender Einsatz wurde jedoch nicht benötigt. Geschickt wich sie der Hand aus, die sie zu packen drohte.

Sie eilte zu ihm an den Tisch. Überrascht stellte Gabriel fest, dass sie ihn dieses Mal offener ansah. Ihre kleine Unterhaltung vom Morgen hatte ihr wohl etwas ihrer Scheu ihm gegenüber genommen.

Darüber freute er sich mehr, als gut für ihn war.

Die Tür zur Küche flog auf und Roman trat hinaus. »Huhn ist aus«, brüllte er zu einem der Tische hinüber. »Heute nur noch Ei und Speck.« Der Gast murmelte wirsch etwas vor sich hin, bevor er Roman bat ihm einen Teller voll davon zu bringen.

Hanna stellte Gabriel das Bier und den Teller mit dem Huhn und reichlich gebratenen Kartoffeln auf den Tisch. Darum war sie also in die Küche zurückgeeilte, weil sie ihm die letzte Portion zusichern wollte.

Das rührte ihn. »Ich danke dir, Mädchen.« Er griff nach dem Krug und trank einen kräftigen Schluck.

Das Mädchen wandte sich ab. Doch Gabriel wollte sie noch nicht gehen lassen.

»Wenn ich heute Abend erneut ein heißes Bad wünsche«, sagte er. »Wirst du das Wasser dann wieder hinauf tragen müssen?«

Wie vom Donner gerührt starrte sie ihn an.

Mittlerweile war er sich fast sicher, dass sie nicht sprechen konnte. »Du brauchst nichts zu sagen. Nicke einfach, wenn ich recht habe«, fügte er hinzu.

Bevor sie auf irgendeine Art darauf reagieren konnte, trat Violett zwischen sie. Unsanft schubste diese Hanna zur Seite und warf ihr einen abfälligen Blick zu, der selbst Feuer zum Erfrieren in der Lage gewesen wäre.

»Was fällt dir dummen Gans ein, unsere Gäste zu belästigen«, keifte Violetta das Mädchen mit in die Hüften gestemmen Händen an. »Geh in die Küche, wo du hingehörst, den Rest schaffe ich selbst.«

Gabriel juckte es in den Finger dazwischen zu gehen, aber das hätte unnötig Aufmerksamkeit erregt. Sich als Hannas Beschützer aufzuspielen, würde ihre Lage sicherlich nicht verbessern. Sie war es, die das Nachsehen hatte, wenn er wieder fort war. Also entschied er desinteressiert sitzen zu bleiben und sich einen Schluck seines kühlen Bieres zu gönnen, während sich sein Magen innerlich verkrampfte.

Das Mädchen senkte den Kopf und eilte davon.

Diese Violetta verhielt sich lächerlich. Zu Gabriels Bedauern verschwand sie nicht zurück auf den Schoß des Mannes, auf dem sie gerade noch geritten war. Sie schien es interessanter zu finden, ihm ihre aufreizende Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit künstlichem Lächeln beugte Violetta sich zu ihm herunter. Allem Anschein nach hatte sie seine Abfuhr vom vergangenen Abend verkraftet oder sie war so hohl im Kopf, dass sie es schlichtweg vergessen hatte. Zugegeben, diese Violetta war ein durchaus reizender Anblick. Ausreichend weibliche Rundungen, ein hübsches Gesicht und volle Lippen, die sie perfekt zur Geltung zu bringen wusste. Wäre ihr Charakter nicht derartig mangelhaft, wie sie soeben erneut bewiesen hatte, hätte sie eine wahrhaftige Verlockung für ihn dargestellt.

»Ich Sorge dafür, dass Ihr nicht weiter von diesem dreckigen Ding belästigt werdet«, sagte sie in übertrieben empörtem Ton. »So etwas wie gestern wird nicht wieder vorkommen.«

Gestern? Fragend hob er eine Augenbraue. Selbst wenn er wenig Lust hatte, sich mit diesem Weib zu unterhalten, war er neugierig geworden.

»Na, das Wasser für Euer Bad«, klärte sie ihn auf. »Das könnt Ihr doch nicht vergessen haben. Aber keine Sorge, der Sohn meines Bruders hat alles gesehen. Roman hat sie das ordentlich spüren lassen, das könnt Ihr mir glauben. Eine Ungeheuerlichkeit, was sie sich da geleistet hat.« Entrüstet schüttelte Violetta den Kopf und fuhr fort über die Mangelhaftigkeit des Mädchens herzuziehen.

Gabriel indes bekam Schwierigkeiten seine Wut unter Kontrolle zu halten. Nie zuvor hatte er das dringende Bedürfnis verspürt, einer Frau ins Gesicht zu schlagen.

»Ihr redet nicht gerne, was?« Mit einer Mischung aus Neugierde und Argwohn sah Violetta auf ihn herab.

Bevor er seine Beherrschung zu verlieren drohte, erhob er sich, was sie erschrocken zur Seite treten ließ. Ohne eine Erwiderung ließ er sie stehen und eilte, mit zusammengeballten Fäusten, auf sein Zimmer hinauf.

Das war seine Schuld. Aber hätte er ignorieren sollen, dass das arme Ding kurz davor gewesen war zusammenzubrechen. Hin- und hergerissen zwischen der Wut auf sich selbst und auf diesen verachtenswerten Wirt, knallte er die Zimmertür zu.

Als er einige Zeit später seine Augen schloss, war alles, was er sah, das traurige Lächeln dieses Mädchens.

Verdammt.

Kapitel 6

Gabriel

Unschlüssig marschierte er vor dem erkalteten Kamin auf und ab. Er sollte diesen Roman aufsuchen und ihm auf seine Art zu verstehen geben, dass es sich nicht gehörte wehrlose Mädchen und Frauen zu schlagen. Auf der anderen Seite durfte er es nicht riskieren Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Menschen hier traten ihm ohnehin schon skeptisch gegenüber.

Zwei Nächte hatte Gabriel noch vor sich. Er konnte es nicht darauf ankommen lassen aufzufliegen. Auch nicht für dieses Mädchen. Wenn er nur für eine Minute diese traurigen Augen aus seinem Kopf verbannen könnte. Langsam begann es ihn ernsthaft zu reizen und seine Stimmung war mal wieder auf dem Nullpunkt. Jetzt war es so weit gekommen, dass er wegen dieser Angelegenheit kaum Erholung fand. Wann war es das letzte Mal passiert, dass ihm etwas den Schlaf raubte? Außer sich ihm nähernde Banditen oder eine üppige Dirne.

Ein einfaches Mädchen hatte es binnen weniger Tage geschafft, seine hart erkämpfte, gefühllose Mauer zu durchbrechen. Und dabei hatten sie bisher, wenn überhaupt, einseitige Gespräche geführt. Das Mitgefühl, das er für sie empfand, lastete auf seiner Brust wie ein umgestürzter, gigantischer Baum.

In beiden Welten herrschte Qual und Leid und beiderorts hatte er stets versucht, nichts zu nah an sich heranzulassen. Das konnte er sich nicht erlauben. Wenn ihn das Schicksal eines Einzelnen zu sehr beeinflusste,

war das schlicht und ergreifend nicht förderlich. Dennoch war es ihm dieses Mal nicht möglich den erforderlichen emotionalen Abstand zu halten.

Frustriert schleuderte er seine Stiefel in die Ecke und setzte sich auf das Bett. Es brachte nichts, zu versuchen es zu leugnen. Er würde etwas unternehmen und dafür sorgen, dass dieses Mädchen nicht länger unter der Fuchtel dieses Tyrannen litt. Vor seiner Abreise würde er ihr genügend Geld überlassen, dass sie von hier fortgehen konnte. Sein Gewissen sollte sich dann zufriedengeben und er würde in aller Ruhe nach Hause zurückkehren. Ohne dass ihn diese grün schimmernden Augen im Schläfe heimsuchten.

Wenig später machte er sich auf den Weg zum Stall hinüber. Dabei erwischte er sich bei dem absurden Wunsch, Hanna dort erneut anzutreffen. Er war enttäuscht, wie er ärgerlicherweise feststellte, dass sie nicht dort war. Stattdessen traf er auf Thomas, der dabei war, frisches Heu auf eine Mistgabel zu schaufeln und es in die Box von Meute zu verteilen.

»Guten Morgen, Junge.« Gabriel trat in die Box und fuhr Meute durch die schwarze Mähne. Der Junge kümmerte sich wirklich ausgezeichnet um seinen Hengst.

»Guten Morgen, Sir«, erwiderte Thomas. Wie immer strahlte der Junge ihn gutgelaunt an. Er beneidete den Jungen kurzzeitig für seine Sorglosigkeit. Es war Ewigkeiten her, dass Gabriel selbst ein derartiges Gefühl verspürt hatte.

Unbewusst ertastete er den Anhänger um seinen Hals. Eine Blüte aus Gold, in deren Mitte ein kleiner Smaragd eingebettet war. Erinnerungen an längst vergangene Tage kamen in ihm hoch. Der Geruch frisch erblühten Heidekrauts. Der Anblick der Getreidefelder und deren goldgefärbten Halme, die sich im Wind bogen.

Wie sehr hatte er es geliebt, mit Somore in dem goldgefärbten Meer verstecken zu spielen. Noch immer hörte er ihr ansteckendes Lachen, das der Wind zu ihm hinüber trug. Eine unbeschwerte Zeit, die nicht lange gewährt hatte. Damals kannte er das Gefühl von Sorglosigkeit. Jetzt war dieses Gefühl nichts weiter als eine blasse Erinnerung an etwas, das einmal war und nicht wieder kommen würde.

Das Knacken eines Apfels unter dem Druck von Meutes Gebiss riss Gabriel aus den Fetzen seiner Vergangenheit. Eine Vergangenheit, die er schmerzlich vermisste und zu verdrängen versuchte. Er ließ den grünen Stein unter seinem Hemd verschwinden und verbannte die Erinnerungen.

Als Thomas seinem Hengst einen zweiten Apfel reichte, schüttelte Gabriel lachend den Kopf. »Verwöhne ihn nicht zu sehr. Sonst will er bleiben und ich muss zu Fuß weiter.«

Thomas lachte. »Keine Sorge, Sir. Euer Pferd ist Euch treu ergeben. Ein paar Äpfel reichen als Bestechung nicht aus.«

Er bekam Lust auf einen der roten Früchte und deutete auf den Korb. »Hast du einen übrig?«

Der Junge grinste und warf ihm einen Apfel zu. »Die habe ich vor Wochen selbst gepflückt. Bei der Kälte halten die sich bis zum nächsten Frühling.«

Dankend nickte ihm Gabriel zu und biss in das saftige Fleisch. Er schluckte den Bissen hinunter. Die Frage, die seine Stimmbänder daraufhin formten, kam ihm über die Lippen, ehe er sich eines Besseren besinnen konnte. »Dieses Mädchen aus dem Wirtshaus, kennst du sie?«

Thomas Augen weiteten sich überrascht. »Hanna?«

»Ja.«

Die Fröhlichkeit aus dem Gesicht des Jungen trübte sich. »Ich kenne sie praktisch mein ganzes Leben lang.«

»Sie ist von hier?« Das hatte er nicht erwartet. Sie schien nicht in diese raue Umgebung zu passen.

Thomas schüttelte den Kopf. »Nein. Ihre Mutter zog mit Hanna hierher, als sie noch ganz klein war. Da war ich noch nicht auf der Welt.«

»Hm«, gab Gabriel von sich und versuchte nicht allzu interessiert zu klingen. »Diese Hanna scheint sehr scheu zu sein. Sie spricht nie ein Wort.«

Er konnte sich selbst nicht erklären, warum ihn das interessierte. Etwas in ihm brannte darauf, zu erfahren, ob das Mädchen aus bloßer Schüchternheit kein Wort verlor oder ob sie es schlichtweg nicht konnte. »Ich habe mich gefragt, ob sie ...«

»Stumm ist?«, vollendete Thomas für ihn die Frage und beantwortete diese im gleichen Atemzug. »Nein.«

Dabei zog sich Thomas Miene sorgenvoll zusammen. »Seit dem Tod ihres Bruders vor drei Jahren hat Hanna kein Wort mehr gesprochen.« Niedergeschlagen ließ Thomas seinen Kopf hängen und starrte zu Boden. »Nicht einmal mit mir.«

»Und ihre Eltern?«

Thomas zuckte mit den Achseln. »Von ihrem Vater weiß ich nichts. Ihre Mutter ist seit über fünf Jahren tot. Sie hat für Roman gearbeitet und eine Menge Schulden bei ihm hinterlassen. Roman lässt Hanna nicht gehen, bevor sie die Schulden nicht bezahlt hat. Was sie meiner Meinung nach lange getan hat. Roman behandelt sie wie eine Sklavin.«

»Warum geht sie nicht fort?« Er an ihrer Stelle hätte das getan. Sich eines Nachts hinausgeschlichen und davongelaufen. Das nächste Dorf war nicht allzu weit entfernt.

»Das hat sie versucht. Einmal. Nach dem Tod ihres Bruders.« Thomas kniff die Lippen aufeinander. »Ist nicht

gut ausgegangen. Roman und sein Sohn haben sie am nächsten Tag aufgespürt und ...«

Der Junge trat von einem Fuß auf den anderen.

»Und was?« Gabriel war nicht sicher, ob er wissen wollte, was sie ihr angetan hatten.

»Ich habe ihre Schreie bis hierher zu den Ställen gehört. Roman hat sie ausgepeitscht, bis sie halb tot war. Ein paar Monate später wollte ich ihr etwas von meinem Ersparten geben, damit sie es noch einmal versuchen kann. Aber sie wollte nicht. Ich kann es verstehen. Roman hat sie so übel zugerichtet, dass sie wochenlang nicht richtig gehen konnte. Das wollte sie kein zweites Mal riskieren.« Thomas verzog skeptisch das Gesicht. »Warum interessiert Ihr Euch dafür?«

Ja, warum interessierte ihn das überhaupt? Diese Frage stellte er sich ebenfalls, aber das konnte nicht verhindern, dass er es nun einmal tat. Er spürte, wie eine unbändige Wut in ihm zu kochen begann. Nach außen hin versuchte er sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihm das Schicksal des Mädchens naheging.

»Ich habe sie gestern Morgen hier getroffen. Sie war verletzt«, erklärte Gabriel und schob Meute seinen Apfelgrutzen hin.

»Sie schläft hier im Stall, wenn es zu kalt wird. Roman lässt sie auf dem Dachboden schlafen und der hat praktisch kein Dach mehr. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, dass Roman sie wieder verprügelt hat. Aber er braucht auch keinen Grund, um ihr weh zu tun.« Thomas' Hände ballten sich zu Fäusten. »Wenn ich doch bloß stärker und größer wäre, so wie Ihr. Dann würde ich Roman und seinen einfältigen Sohn grün und blau schlagen.«

Gabriel legte seine Hand auf den Kopf des Jungen. »Das ist sehr mutig von dir, aber es wäre auch äußerst töricht.«

»Es ist nicht mutig, es nur zu wollen. Ich kann nichts daran ändern, ich bin zu schwach. Wenn Hanna nicht bald

von hier fortkommt, bringt Roman sie eines Tages ganz sicher um.«

Dann leuchteten Thomas' Augen auf. »Ihr könnt sie doch mitnehmen. Mit jemandem wie Euch legt sich Roman sicher nicht an.«

Sprachlos sah Gabriel den Jungen an. Dann schoss es ihm durch den Kopf, dass er den gleichen Gedanken bereits durchgespielt hatte.

»Das ist nicht möglich.«

»Ich könnte Euch etwas Geld geben«, wurde Gabriel hoffnungsvoll vorgeschlagen.

Gabriel seufzte. »Geld ist nicht das Problem, mein Junge. Dort, wo ich hingeh, kann sie nicht mitkommen.«

»Oh.« Thomas' Augen weiteten sich, zeichneten Erkenntnis in seinen kindlichen Zügen. Sein Mund klappte auf, wie die eines gefangenen Fisches. »Dann stimmt es, was man über Euch erzählt?«

»Was wird denn über mich erzählt?«

Unsicher blickte sich Thomas im Stall um. Beugte sich dann etwas zu ihm vor, als wollte er ihm ein Geheimnis verraten. »Es heißt, Ihr seid ein Sormied«, sagte er leise.

Als käme Thomas erst beim Aussprechen seiner Vermutung der Gedanke, es könne ihm von Gabriel nun Gefahr drohen, trat er einen zögerlichen Schritt zurück.

Gabriel stieß ein ungehaltenes Seufzen aus. »Du brauchst mich nicht zu fürchten. Ich tue dir nichts«, brummte er. »Sag mir, woher stammt dieses Gerücht?«

»Das weiß ich nicht. Mein Vater hat mir gestern davon erzählt. Ist es wahr und Ihr besitzt diese Zauberkräfte, wie es in den Legenden geschrieben steht?«

»Zauberkräfte?« Belustigt hob Gabriel seine Augenbrauen. Diesen Begriff hatte er, bezogen auf die Sormieden, noch nie gehört.

Der Junge nickte eifrig und wartete sichtbar gespannt auf seine Antwort. Thomas' anfängliche Nervosität war wie fortgefedt.

»Ich kann ziemlich gut kämpfen«, antwortete Gabriel.

»Ist das eine Gabe?«, fragte Thomas mit gerunzelter Stirn, die Skepsis zeigte.

Gabriel musste lachen. »Hundert Mann eurer stärksten Krieger könnten es nicht mit mir aufnehmen.«

»Oh«, entfuhr es Thomas. »Das ist aber sehr stark.« Er legte die Stirn in Falten und die Unsicherheit, die er eben erst abgelegt hatte, glomm erneut in den jungen Augen auf. »Seid Ihr hergekommen, um uns Menschen wieder zu versklaven?«

Er schüttelte fassungslos den Kopf. »Nein, mein Junge, das bin ich nicht. Ich stehe zu meinem Wort. Von mir hast du nichts zu befürchten. Jetzt muss ich aber los. Und ich vertraue darauf, dass du niemandem sagst, wer ich bin. Noch ist es ein Gerücht und es wäre mir recht, wenn es bis zu meiner Abreise eines bleibt.«

Thomas nickte.

»Und was deine Freundin angeht. Ich werde ihr genug Münzen geben, damit sie jemanden anheuern kann, der sie beschützt und von hier fortbringt.«

Mehr konnte Gabriel nicht für sie tun.

Hanna

Sie hätte nicht dort sein dürfen. Unten im Keller. Aber einer der Gäste verlangte unverzüglich nach einem Rotwein und Roman war weit und breit nicht zu finden. Hier im Grenzgebiet war Wein teuer. Die Anbaugelände lagen weit fort in milderer Gegenden. Aus diesem Grund hütete Roman seinen Wein wie einen Schatz. Er gestattete ihr zwar hinunterzugehen und davon zu holen, aber nur, wenn er selbst abkömmlich war. Sie hasste es jedes Mal. Es war dunkel und unheimlich. Sie mochte diesen Geruch

nach Moder nicht. Aber er war in jedem Fall dem Zorn von Roman vorzuziehen, den sie spüren würde, sollte sie nicht auf ihn hören.

Denk an etwas anderes. Sie dachte an diesen Fremden. An die Begegnung im Stall am Morgen. Er hatte etwas sanfter, nicht mehr so unerbittlich gewirkt, ohne diesen Bart.

Er war so nett zu ihr gewesen. Er hatte sich um sie gesorgt. Um sie. Wann hatte sich das letzte Mal jemand um ihr Wohlergehen bemüht?

Thomas. Natürlich. Er machte sich ständig Sorgen um sie. Dennoch bedeutete ihr die Sorge des Fremden etwas. Thomas kannte Hanna, seit er auf der Welt war. Dieser fremde Mann kannte sie erst seit wenigen Tagen.

Rau und dennoch ungewöhnlich zärtlich hatte sich seine Berührung auf ihrer Haut angefühlt. Für einen Moment hatte sie Geborgenheit verspürt. Ein Gefühl, das ihr schon lange niemand mehr vermittelt hatte.

Vorsichtig tastete sie sich die Stufen nach unten. Im Nachhinein war sie dankbar, dass die Treppe aus Stein und nicht aus Holz bestand. So blieb ihr Kommen unbemerkt. Sie verharrte auf der letzten Treppenstufe, als sie Romans Stimme hörte, die aus dem Weinkeller drang.

»Und du bist dir sicher?«, hörte sie Roman flüstern.

»Aber ja doch. Karl hat seine beiden Schwerter gesehen und er schwört, die Zeichen auf den Griffen gehören zu denen von der anderen Seite.«

Sie erkannte Ludwigs Stimme, der sich wiederum nicht die gleiche Mühe gab, leise zu sprechen.

»Das heißt nicht, dass ...«

»Er ist sich sicher, dass er einer von denen ist. Außerdem benimmt er sich doch merkwürdig, das hast du selbst gesagt, Vater.«

»Das stimmt schon.«

»Er benimmt sich nicht wie einer von uns. Jeden Morgen reitet er in die Berge und kommt erst nach Sonnenuntergang zurück. Heute hat er mich seltsam angeschaut, als wolle er mich umbringen. Der Mann ist unheimlich.«

»Pah, das bildest du dir ein. Hattest bisher doch überhaupt nichts mit ihm zu tun. Er bringt gut Geld, das ist das, was ich sagen kann.«

»Wir können sein ganzes Geld haben, nachdem wir ihn erledigt haben«, stachelte Ludwig seinen Vater weiter an.

»Erledigen? Spinnst du. Wenn du recht hast, schlitzt er uns auf, bevor wir vor Todesangst scheißen können. Ich habe gehört, wie stark die sein können und der sieht nun mal sehr mächtig aus. Selbst wenn er ein Mensch ist, würde ich mich nicht mit ihm anlegen wollen.«

»Wir sorgen eben dafür, dass er sich nicht wehren kann, wenn wir ihm die Kehle durchschneiden.«

»Und wie bitte gedenkst du das anzustellen?«

»Wir betäuben ihn«, lautete rasch die darauf folgende Antwort.

»Du meinst das Heidekraut, das Violett anpflanzt?« Romans Stimme hörte sich nicht mehr ganz so abgeneigt an.

»Genau. Sie hat genug davon auf Vorrat, um jederzeit einen ihrer Gäste schlafen zu legen. Wir schütten es in sein Bier. Er wird tief und fest schlafen, überhaupt nicht mitbekommen, was wir mit ihm anstellen.«

Ein Augenblick herrschte Stille. Hanna wagte kaum zu atmen.

Sie zuckte zusammen, als Roman weiter sprach.

»Du bist ein kluger Junge. Das könnte tatsächlich klappen. Wir dulden diese Eindringlinge nicht bei uns im Dorf. Wir werden hoch angesehen, wenn wir einen dieser Sormieden erledigen. Schnell, gib Violett Bescheid, sie soll ihm das Bier bringen.«

»Violett ist beschäftigt«, gab ihm Ludwig mit einem unleidigen Brummen zu verstehen.

»Beschäftigt, was soll das heißen?«, schnauzte Roman. Auch er hatte vergessen, leise zu sprechen.

»Sie ist mit einem der Gäste zugange. Du kennst sie doch. Heute wird sie sich nicht mehr blicken lassen.«

Roman schnaufte. »Dann soll Hanna das eben machen. Aber sag ihr nichts von dem Gift. Sie würde uns alles vermässeln, dumm, wie sie ist.«

Hanna schlug der Puls bis zum Halse. Der Fremde war ein Sormied! Die Sage der Götter behauptete, dass sie grausam waren und die Menschen einst zu ihren Sklaven machten.

Trotz der düsteren Vergangenheit, die den Sormieden nachgesagt wurde, musste sie nicht lange nachdenken. Sie würde verhindern, dass Roman und Ludwig den Fremden töteten.

Leise huschte sie die Treppen hinauf. Der Gast musste heute auf seinen Wein verzichten.

